Absender
Roman Just

Fanpost

Eine mörderische
Liebesgeschichte

Inhaltsverzeichnis

Impressum:.....2

Zum Rapport.....4

Sein Charakter 10

Die Fanpost 13

Ihre Wesenszüge.....15

Die Brieffreundschaft.....18

Die Beziehung.....21

Turbulenzen und Terror 27

Impressum:

© 2022 Roman Just, Gelsenkirchen

www.gelsenkrimi.de
romanjust@gelsenkrimi.de

Die in diesem Buch dargestellten Figuren und Ereignisse sind fiktiv! Jede Ähnlichkeit mit lebendenden oder toten realen Personen ist zufällig und nicht vom Autor beabsichtigt. Kein Teil dieses Buches darf ohne ausdrückliche schriftliche Genehmigung des Herausgebers reproduziert oder in einem Abrufsystem gespeichert oder in irgendeiner Form auf irgendeine Weise elektronisch, mechanisch, fotokopiert, aufgezeichnet oder auf eine andere Weise übertragen werden.

Bild zum Buchcover stammt von: www.pixabay.com

Fanpost

Eine mörderische Liebesgeschichte

von

Roman Just

Zum Rapport

»Walchen!«, schrie der Justizvollzugsbeamte, wartete und wiederholte den Ruf, nachdem der Häftling in seinem Blickfeld nicht aufgetaucht war. Zufrieden nahm er danach wahr, dass seine Geduld nicht auf eine weitere Probe gestellt wurde und der Gefangene sich vor die Zellentür begeben hatte. Dominant sah er ihn, schüttelte über dessen Aufzug missmutig den Kopf und sagte laut: »Umziehen, aber flott. Der Direktor möchte mit Ihnen sprechen. Sie haben fünf Minuten.«

Achim Walchen nickte und begab sich zurück in den Haftraum, um der Order nachzukommen. Den diensthabenden Beamten mit Fragen wegen des unerwarteten Termins beim Anstaltsleiter zu konfrontieren hätte keinen Zweck gehabt. Die letzten Jahre waren ein Beleg dafür, welches selbstgefällige Arschloch der Mann war. Der Trost lag darin, dass er als Vollzugsbeamter bis zur Rente eingesperrt bleiben und die Pension überschaubar sein sollte. Achim hingegen sah Licht am Horizont, die Tage, die er noch abzusitzen hatte, falls alles zu seinen Gunsten verlaufen würde, für sie reichte ein Viertel einer Gesäßhälfte vollkommen aus. Sein Sitzfleisch war in den vergangenen, oft einsamen, zwölf Sommern und Wintern, ohnehin radikal überbeansprucht worden.

Pünktlich saß er fünf Minuten später dem eigenwilligen Direktor der Haftanstalt gegenüber, der berechtigterweise den Familiennamen Hartmann trug. Mit einer Geste hatte er dem Häftling Platz angeboten und zunächst geschwiegen, bis von ihm die Akte des Gefangenen durchgeblättert und auf den Schreibtisch gelegt wurde. Synchron mit der Aktion sagte er:

»Sie haben einen Antrag auf vorzeitige Entlassung gestellt. Ist das richtig?«

»Ja, Herr Direktor.«

»Ist Ihnen klar, dass Sie gewisse Voraussetzungen erfüllen müssen und die Unterstützung der Anstalt dafür brauchen?«

Achim war sich nicht sicher, ob er sich dazu äußern sollte. Zu monoton hatte der Anstaltsleiter die Frage über die Lippen gebracht, zudem den Eindruck erweckt, mehr hinzufügen zu wollen. Nachdem er neugierig angesehen wurde, reagierte er: »Natürlich, Herr Direktor. Ich habe mir in den letzten Jahren nichts zu Schulden kommen lassen«, sagte er in einem Ton, der ihm aus Erfahrung im Umgang mit dem Mann als angebracht erschien.

Manuel Hartmann nahm die Aussage kommentarlos hin, nur die entstandenen Falten auf seiner Stirn deuteten an, dass er den Worten wenig Bedeutung gab. »Haben Sie nach draußen neue Kontakte geknüpft?«, erkundigte er sich und ließ den Häftling nicht aus den Augen.

»Nein«, erwiderte Achim, und wurde das Gefühl nicht los, gleich mit Vorwürfen belastet zu werden. Entgegen seiner Vermutung kam es anders und überraschend.

Der Gefängnisdirektor zog eine Schublade auf und holte einen Brief hervor, der bereits von der Prüfstelle gelesen worden war. »Das ist nicht von Vorteil«, antwortete er und bat zum Erstaunen von Achim den anwesenden Beamten ihn mit dem Häftling allein zu lassen. Ein weiteres Wunder vollzog sich, in dem der Direktor einen Aschenbecher aus der gleichen Lade zog, ihm eine Zigarette anbot und Feuer gab. Nachdem er die eigene Nikotinsucht mit dem ersten Zug befriedigt hatte, sah er

das Kuvert auf der Tischplatte und sogleich den Gefangenen an. »Sie sind jetzt neun Jahre hier, eine lange Zeit«, sagte Hartman unbeeindruckt und ohne Mitgefühl.

»Neun Jahre, drei Monate und vierzehn Tage«, verbesserte Achim und sah kurz zu dem Brief.

»Sie hatten nie Besuch, bekamen selten Post, wenn doch, wurde von Ihnen die Annahme meistens verweigert. Warum?«

Walchen zuckte mit den Schultern und verzog ablehnend die Mundwinkel. »Ich habe nur noch meine Mutter. Ihr zuzumuten hierherzukommen, wollte ich nicht. Mir zu schreiben, habe ich ihr verboten, ich hätte die jammernden Zeilen, egal, in welche Richtung, nicht ertragen. Sie hätten mich schwach und traurig gemacht, beides ist etwas, dass keinem im Knast hilft. Auf die anderen Schreiben hatte ich null Bock, nur die von meinem Rechtsanwalt waren von Bedeutung.«

»Was ist mit Ihrem Vater?«

»Keine Ahnung, meine Eltern haben sich scheiden lassen, als ich zehn war. Seitdem haben wir nie wieder von ihm gehört.«

»Sie hatten eine Freundin, bevor Sie zu der lebenslänglichen Freiheitsstrafe verurteilt wurden?«, fragte der Anstaltsleiter und drückte die Zigarette angeekelt aus.

»Schon, aber es war keine Beziehung, die gehalten oder, einen Besuch im Zuchthaus zugelassen hätte. Herr Direktor, ich bitte um Entschuldigung, meinen Lebenslauf kennen Sie besser als meine Mutter. Warum bin hier?«

»Genau konnte ich mich nicht erinnern, deswegen habe ich Ihre Akte hier liegen. Damals hatten Sie manchmal recht, die Briefe nicht anzunehmen. Hassbriefe und ähnliche Post dieser Art, wäre Ihnen ohnehin nicht ausgehändigt worden. Die von

den Hinterbliebenen des Opfers bei würdigem Text schon, allerdings haben Sie eben darauf verzichtet. Es liegt mir fern, belehrend zu wirken, vielleicht haben Sie damit eine Chance versäumt, ehrliche Reue zu zeigen und zudem die Möglichkeit vertan, sich zu entschuldigen.« Forschend sah der Direktor den Häftling an, erkannte jedoch keine Regung, die er mit einem aufrichtigen Bedauern in Verbindung bringen konnte. »Ich bin nicht Gott, kein Richter und schon gar nicht Ihr Henker. Es steht mit nicht zu, ein Urteil über Sie zu fällen, mit dem begangenen Verbrechen müssen Sie zurechtkommen. Meine Aufgabe war und ist es immer noch, die verhängte Strafe umzusetzen. Dazu gehört die Resozialisierung, bei Ihnen würde sich der Versuch, der Wiedereingliederung, in die Gesellschaft vielleicht lohnen. Womit wir bei dem Punkt wären, weswegen ich Sie vorführen ließ.« Kaum erwähnt, deutete Hartmann auf das Kuvert und fuhr fort: »Ich bin nicht ihr Vormund, Walchen, kein Verwandter und schon gar nicht Ihr Beichtvater. In der Vergangenheit, wenn auch länger her, waren Sie nicht immer ein einfacher Insasse. Was wir voneinander halten, ist gleichgültig, ebenso der Umstand, ob beidseitig irgendeine Form von Sympathie und Achtung vorherrscht. Ungeachtet aller Worte bleibt es meine Pflicht den Vollzug bis zum letzten Tag auszuüben, um zu vermeiden, dass ein potenzieller Wiederholungstäter entlassen wird. Aus diesem Grund erwarte ich von Ihnen, zu belegen, dass Sie in der Lage sind, sich ein soziales Umfeld aufzubauen.«

»Wie stellen Sie sich das vor?«, fragte Achim nachdenklich und irritiert. Lag hinter all den Sätzen eine versteckte Falle, fragte er sich insgeheim.

Hartmann hatte sich ein wenig nach vorgebeugt und mit dem Zeigefinger auf den Briefumschlag getippt. »Dieses Schreiben ist an Sie gerichtet. Es ist nicht der Erste dieser Sorte, nur wurde auf Ihren ausdrücklichen Wunsch darauf verzichtet, jegliche Zeilen an Sie weiterzuleiten. Sie können stolz sein: Kein Insasse mit Ihrem Strafmaß wurde jemals zuvor in diesem Gefängnis so oft angeschrieben, wie Sie. Diesmal läuft es nicht nach Ihrem Willen, sondern Sie werden den Brief mit in die Zelle nehmen, ihn lesen und beantworten. Das ist keine Willkür, viel mehr ist es eine Prüfung, die nicht auf meinem Mist gewachsen ist.«

Der letzte Satz des Direktors besaß einen entschuldigenden Klang, wodurch er für Achim nicht glaubwürdiger wurde. Er deutete auf das Kuvert. »Ist es das, wofür ich es halte, steht drin, was ich glaube?«

Der Anstaltsleiter lächelte. »Ja, es ist ein Liebesbrief. Wir, die Angestellten, nennen solche Briefe Fanpost. Es ist wahrlich ein Phänomen, zugleich eine Tatsache: Fast alle Mörder erhalten bewundernde Zeilen, eindeutige Angebote, mitunter sogar Heiratsanträge. Wie dem auch sei, schreiben Sie der Dame und hoffen auf eine Antwort. Ich bin kein Fan von Ihnen, gewiss nicht. Unabhängig aller Schwierigkeiten, die wir einst hatten, meiner Meinung haben Sie eine vorzeitige Entlassung verdient. Aus Erfahrung weiß ich, dass der Bewährungsausschuss in der Anhörung Wert darauflegen wird, wie es um Ihr soziales Umfeld und der damit verbundenen Zukunftsprognose steht. Ihre Chancen stehen nicht schlecht, mit einer Brieffreundschaft werden sie besser. Meine Unterstützung ist Ihnen sicher, nur müssen Sie begreifen, dass Ihre vorzeitige Entlassung nicht allein aus Befürwortern besteht. Je weniger Kontakte außerhalb

dieser Mauern existieren und gepflegt werden, umso schwieriger wird es, die Freiheit zu erlangen und in ihr zu bestehen. Sie haben jetzt noch ein paar Monate Zeit, um sich draußen ein Netzwerk aufzubauen. Beenden Sie den Modus des Einzelgängers, öffnen Sie sich, damit sich das Tor aus dieser Anstalt für Sie aufmachen kann.«

»Eine Frage: Die Briefe, die mir in all der Zeit zugeschickt wurden, sind sie aufgehoben worden?«

»Selbstverständlich. Es ist Ihre Post.«

»Eine Bitte: Kann ich die Schreiben alle haben?«

Hartmann setzte eine durchbohrende Miene auf und fragte: »Auch die von den Hinterbliebenen?«

Ω

Es war ungewöhnlich und keine gängige Praxis: Bereits am selben Abend erhielt Achim die Briefe ausgehändigt. Erst als der Einschluss der Gefangenen auf dem Gang abgeschlossen war, wurde ihm die Post durch die Klappe in der Stahltür überreicht. Er hatte die Kuverts zunächst nicht gezählt, dafür jene zur Seite gelegt, die eindeutig einen Absender trugen, die er mit den Hinterbliebenen des Opfers in Verbindung bringen konnte. Zum Schluss besaß der Stapel über zwei Dutzend Umschläge, mit deren Inhalt er sich vorläufig nicht befassen wollte. Zwangsläufig begab er sich in Gedanken an die Stelle, die ihn an den Ort gebracht hatte, in dem er sich befand: Zelle Achtzehn, Gang B, dritte Etage.

Sein Charakter

Achim war kein Weichei, doch mit einem Draufgänger hatte er nichts gemeinsam Er war weder Streber noch Faulpelz, wodurch die Schulnoten und seine persönliche Entwicklung nicht in Mitleidenschaft gezogen wurden. Psychologen hätten behauptet, er wäre ein normaler Durchschnittsmensch, der sein Leben mit allen Höhen und Tiefen bewältigen würde. Es wäre eine Diagnose, frei nach dem Motto, der Dunkelheit folgt das Licht, dem Regen, der Sonnenschein, und vergossene Tränen geraten durch ein Lachen in Vergessenheit.

Auf Achim Walchen hätte die Schubladenrhetorik zutreffen können, aber das Erbgut eines menschlichen Geschöpfes besaß kein Erbarmen. Wie alle Lebewesen, bekam er eine definierte und dennoch individuelle Natur in die Wiege gelegt. Sie bestand aus Wesenszügen, die ihn in schrägen, seichten und herausfordernden Lebenslagen überfordert hatte. Es kam stets auf die Situation an, der er sich ausgesetzt sah. Achims unreifer Charakter befand sich in einem dauerhaften Widerspruch. Die Resultate in Konfliktsituationen ergaben, dass sein Denken und Handeln nicht kompatibel waren. Dabei unterlag die Vernunft der Wut, die Gutmütigkeit verlor gegen den Jähzorn. Der Durst nach Vergeltung war so stark, dass jede Form von Nachsicht und Vergebung in seinem Kopf von körperlichen Reaktionen besiegt wurden. Die unausgeprägten, im Kontrast stehenden Züge seines Wesens hatten ihm schließlich eine lebenslängliche Haftstrafe beschert. Eine Schlägerei war ihm im zwanzigsten Lebensjahr zum Verhängnis geworden.

Das dramatische und einschneidende Ereignis lag inzwischen über zehn Jahre zurück. Mittlerweile saß Achim einschließlich

der Untersuchungshaft und der Prozessdauer fast viertausend Tage im Knast. Erst nach dem Urteil wurde er in die Haftanstalt verbracht, die nun sein Zuhause war. Damals hatte er von den Regeln unter den Insassen keinen blassen Schimmer. Ebenso fiel es ihm schwer, sich den Anweisungen der Vollzugsbeamten kommentarlos zu beugen und die Vorschriften im Gefängnis einzuhalten. Zu Beginn der Inhaftierung bekam er die volle Härte des Gesetzes zu spüren. Eine Stunde Hofgang, mehr war nicht. Den Rest des Tages musste er eingesperrt im Haftraum verbringen, in den ersten Wochen ohne Radio und Fernsehen. Egal, ob er ein Blatt Papier und einen Kugelschreiber oder den Arzt konsultieren wollte, ohne einen entsprechenden Antrag wurde nichts genehmigt. Geschah es, dauerte es oft Tage, bis die beantragten und bewilligten Gegenstände in der Zelle waren. Es hatte Zeit benötigt, um sich an das Dasein hinter den schwedischen Gardinen und an die schwer nachvollziehbaren Gepflogenheiten des Knastlebens zu gewöhnen.

Am Anfang hatte Achim Geld von seiner Mutter zugeschickt bekommen, damit er eigene Bedürfnisse im erlaubten Rahmen stillen konnte. Kaffee und Tabak standen ganz oben auf seiner sumerisch beschränkten monatlichen Einkaufsliste. In den ersten Monaten der Haft hatten ihn Undiszipliniertheiten der Einkaufsmöglichkeit manchmal beraubt. Es war zunächst ein Lernprozess, den öden Tagesablauf zu akzeptieren. Ab und zu wurden die Stunden in der Zelle, wie er fand, durch sinnlose Gespräche unterbrochen. Auf die Unterhaltungen mit dem Pfarrer und dem Psychologen der Anstalt hätte er verzichten können, aber die Termine, waren vorgeschrieben und von ihm einzuhalten. In der zweiten Hälfte des ersten Gefängnisjahres

begann er an sich zu arbeiten. Krafttraining, wie tägliche Liegestützen, Yogaübungen, Gymnastik und die Verbesserung seiner Kondition ließen die Zeit in der Zelle gefühlt schneller vergehen. Wie ein Besessener schuftete er an seiner körperlichen Fitness.

Achims Status bei den Justizvollzugsbeamten, der ihm den Ruf eines Mitläufers eingebracht hatte, bekam mit den Wochen zunehmend Risse und erhielt eine neue Bezeichnung: Im zweiten Jahr der Haft galt er als ein schwer einzuschätzender Einzelgänger, bei dem regelmäßig eine Haftraumkontrolle und eine Leibesvisitation durchgeführt wurde. Dem Häftling kam die Prozedur einer Schikane gleich, nur war er in der Lage, im Gegensatz zu früher, sich zu beherrschen. Der Sport trug dazu bei, dass er Provokationen ertragen und insgesamt besonnener Handeln konnte. Noch besser wurde es, als ihm eine Arbeit in der Haftanstalt genehmigt und zugewiesen wurde. Der von unerwarteten Explosionen geformte und zu Wutausbrüchen neigende Charakter hatte eine Lehre erfahren, durch die er zahm geworden war. Es geschah nicht über Nacht, keineswegs innerhalb von Wochen oder Monaten, stattdessen waren sechs Jahre vergangen.

Ω

Seine Gedanken kehrten zurück, dahin, wo er jetzt war, und damit auch zu den Briefen, die er auf dem Bett in drei Stapel sortiert hatte. Links, die der Angehörigen, die er namentlich zu identifizieren imstande war. Rechts, die Kuverts, die er keinen Personen zuordnen konnte und in der Mitte, die Umschläge mit den Absendern, die der Anstaltsleiter als Fanpost bezeichnet hatte.

Die Fanpost

Der Anblick der Briefe von vermeintlichen Bewunderern und Verehrerinnen wurde von Achim mit einem dezenten Lächeln gewürdigt. Bis zu diesem Tag hatte er während der Haft drei Briefe geschrieben, alle an seine Mutter. In den letzten Zeilen, die vor Jahren abgeschickt worden waren, bat er sie, ihm nicht mehr zu schreiben und ihn zu besuchen. Am Alltag außerhalb der Mauern konnte er nichts ändern, deshalb war es leichter, nichts von den Freuden, Sorgen und Problemen zu erfahren, die ihr Leben erschwert oder bereichert hatten. Ähnlich verhielt es sich mit den Besuchen: Sie zu sehen war schön, doch die Besuchszeit von zwei Mal dreißig Minuten im Monat, ließ keine Spielräume für intensive Unterhaltungen zu. Die gestillte Sehnsucht, mit der Mutter reden zu können, erhielt schließlich einen herben Dämpfer, wenn die halbe Stunde vorbei war. Der Abschied wurde von Tränen ihrerseits begleitet und bei ihm blieb eine Leere zurück, die er in der belastenden Form nie zuvor empfunden hatte. Es war traurig, allerdings für ihn und sie erträglicher, sich nicht zu lesen und zu sehen.

Achim nahm den linken und rechten Stapel und dachte kurz daran, die Briefe in den Mülleimer zu werfen. Er besann sich und nachdem er sie in ein Fach des zweitürigen Schranks gelegt hatte, setzte er sich auf das Bett, und fing an, die Fanpost zu lesen. Der Brief, der ihm von Anstaltsleiter übergeben worden war und den er beantworten sollte, lag neben ihm auf dem Kopfkissen. Er hatte vor, sich diesen scheinbar besonderen Zeilen erst am Ende der Lesestunde zu widmen. Gegen Mitternacht war er mit der Post durch. Den überwiegenden Anteil der Inhalte hatte er überflogen. Sie besaßen nichts, was

ihn angeregt hätte, den Absendern zu antworten. Die meisten Briefe waren ohnehin sehr alt. Sie wurden in den Anfangsjahren seines Gefängnisaufenthaltes geschrieben und warfen die Frage auf, ob die Verfasser sich an ihre Verehrung für einen Mörder überhaupt noch erinnern konnten. Manche hatten sicher längst den Wohnort gewechselt, andere lagen vielleicht schon im Sarg oder, füllten mit ihrer Asche eine Urne. Wie auch immer, am Ende der Durchsicht besaß er die ungelesenen Briefe im Schrank und den, der erst vor wenigen Tagen in der Anstalt eingegangen war.

Nachdenklich sah Achim das Schreiben an, hielt es sich vor die Augen, las den Absender und trotz der Neugier hatte er den Brief erneut zur Seite gelegt und war aufgestanden. Drei Aktionen fanden statt: Die begutachtete Fanpost wurde in den Abfalleimer geworfen, der Wasserkocher in Betrieb genommen und mit einem Stopfgerät eine Zigarette hergestellt. Danach begab er sich zur Toilette, wusch sich die Hände und setzte sich mit dem Brief in der Hand an den Tisch. Erst als er ausgeraucht hatte, begann er ihn zu lesen.

Ω

Der Name des Absenders war Inge Ammer. Sie hatte laut ihren Zeilen den Mordprozess gegen Achim Walchen täglich im Gerichtssaal verfolgt. Nur einmal wurde es ihr versagt, zugegen sein zu dürfen: Am achten Prozesstag fand die Verhandlung unter Ausschluss der Öffentlichkeit statt, wodurch die Angehörigen des Opfers den Schutz vor den Medien bekamen, um den sie über ihren Rechtsanwalt gebeten hatten.

Ihre Wesenszüge

Inge Ammer kam die Zwangspause gelegen. Sie hatte somit Zeit, die in den Tagen zuvor vernachlässigten Pflichten im Haushalt zu erledigen und die Gelegenheit, den restlos leer gewordenen Kühlschrank aufzufüllen. Inge war einunddreißig Jahre, ansehnlich, solo und eine Frau, die es sich angeeignet hatte, mit ihrer Katze zurückgezogen zu leben. Durch eine Erbschaft, der damit erlangten finanziellen Unabhängigkeit, war sie nicht gezwungen, einer Arbeit nachgehen zu müssen. Ein Umstand, der ihr einen nahezu grenzenlosen Freiraum bot, den sie vorzugsweise für ihre Hobbys zu verwenden wusste. Inge züchtete Rosen, besaß die Eigenart, kleine Schnaps- und Likörflaschen zu sammeln und hatte zudem Marotten, die kein Mann auf Dauer ertragen würde. Daran konnte ihr Vermögen nichts ändern, der Beweis war ihr Beziehungsstatus und Ruf. Von der Nachbarschaft und dem kleinen Bekanntenkreis, mit dem sie regelmäßig im Kontakt stand, waren ihr unehrenhafte Titel verliehen worden, natürlich hinter vorgehaltener Hand. Bezeichnungen, wie Zicken-Inge, vertrocknete Jungfer, spröde Schachtel und Betonmatratze hatten dabei zu den harmlosen Aussagen gehört, die ihr Image geprägt hatten.

Unabhängig davon, wie Inge tituliert und was ihr angedichtet wurde, wer, und wie, war sie wirklich? Ihr winziges soziales Umfeld war nicht fähig, es zu beurteilen. Die Frau gab jedem Rätsel auf, denn sie tat immer das Gegenteil von dem, was man ihr zuvor zugetraut hätte. Dort, wo sie nie vermutet worden wäre, ließ sie sich blicken, wo sie erwartet wurde, blieb sie fern. Hinzu kamen Verhaltensmuster, die zwischen Genialität und Wahnsinn hin und her gependelt waren. Je öfter sich die

teilweise peinlichen Vorfälle zugetragen hatten, umso seltener trat sie in der Öffentlichkeit auf. Mittlerweile war aus ihr eine Person geworden, die das Mauerblümchendasein zu genießen schien.

Inge hätte es nicht nötig am Rand der Gesellschaft zu stehen. Sie war gebildet, sah gut aus, wurde von keinen Geldsorgen geplagt und besaß auf den ersten Blick ein sonniges Gemüt. Den Vorzügen stand ein gewaltiger Nachteil gegenüber, der ihren Mitmenschen unbekannt war. Bei dem negativen Punkt hatte es sich nicht um ihre nervenden Gepflogenheiten gedreht, die sämtliche Lebensgefährten vorzeitig ins Grab bringen würden, sondern er bezog sich auf ihre Krankheit. Es war kein Krebs oder Tumor, unter dem sie litt, auch nicht eine Erkrankung, die ihre Lebenserwartung verkürzt hätte. Mit der Diagnose konnte sie einhundert Jahre alt werden, aber wegen der Symptome ebenso innerhalb von Sekunden sterben. Ein Ableben ihrerseits, so viel stand fest, wäre die Folge ihres Handelns gewesen. Es gab Perioden in Inges Leben, in denen sie nicht imstande war, zwischen Realität und Einbildung zu unterscheiden. In der Vergangenheit hatte sie sich in solchen Phasen bereits häufiger unbewusst in Lebensgefahr gebracht. Für die behandelnden Ärzte wurde sie dadurch mit den Jahren ebenfalls zu einem ungeklärten Phänomen. Egal, in was für eine Situation sie geraten war, ob absurd, peinlich, witzig oder sogar gefährlich, hinterher konnte sie sich nie erinnern, welche Umstände den Auslöseschalter in ihrem Kopf in Betrieb gesetzt hatten. Der Ursache für die geistigen Aussetzer wurde mit unzähligen Untersuchungen nachgegangen, allerdings ergaben sie keinen Befund, der das zeitliche Versagen der Hirnaktivitäten erklärt

hätte. Der Erbschaft war es zu verdanken, dass der Patientin ein Ende als Versuchskaninchen erspart blieb. Wäre Inge damals eine finanziell unauffällige Durchschnittsbürgerin gewesen, die Neurologen, Psychologen, Radiologen und andere Spezialärzte hätten nicht darauf verzichtet, sie von einer Institution zur nächsten zu schicken, um ihren Verstand mit allen erdenklichen Geräten zu vergewaltigen.

Inge Ammer war weder schizophren noch dement. Bei ihr waren keine Suchtkrankheiten und Abhängigkeiten festgestellt worden. Verblüfft hatten die Ärzte bei den Werten der Frau reagiert: Puls, Blutdruck, Cholesterin, aus medizinischer Sicht befand sie sich in einer makellosen Verfassung, die Ähnlichkeit mit einem Jungbrunnen besaß. Unerklärlich blieben ihnen die spontan auftretenden Erinnerungslücken. Die wirren Momente traten unregelmäßig auf, beinhalteten nicht eine Struktur, aus der Rückschlüsse auf die Ursache und die Krankheit selbst gezogen werden konnten. Die Ärzteschaft sah keine Möglichkeit Inge zu helfen, aus ihrem Blickwinkel war sie kerngesund. Der Befund kam allen Doktoren gelegen, er half ihnen dabei, die eigene Ratlosigkeit zu verschleiern.

Ω

Inge war weit davon entfernt mit Gram zurückzublicken. Sie hatte der mysteriösen Erkrankung, mutig und trotzig, die Stirn geboten, gelernt, mit ihr zu leben. In der Gewissheit, zwischen zwei Wolkenkratzern einen Balanceakt auf einem zu dünnen Draht vorzuführen, sah sie trotz des fehlenden Sicherungsseils ihrer Zukunft optimistisch entgegen.

Die Brieffreundschaft

Achim Walchen war von dem Brief angetan, den ihm Inge Ammer geschrieben hatte. Die Zeilen besaßen eine friedliche Note, sie waren höflich und distanziert. Der unaufdringliche Schreibstil wurde mit jedem Absatz angenehmer, da in den Sätzen auf Vorwürfe und Verständnis verzichtet worden war. Ein paar Absender der weggeworfenen Schreiben hatten ihn nämlich um eine Stellungnahme zum Tathergang oder zum Tatmotiv gebeten. Manche waren sogar dermaßen pervers und wollten wissen, wie es sich angefühlt hatte, einen Menschen zu töten. Der größte Teil der Fanpost bestand jedoch aus Inhalten mit Liebesbezeugungen und Heiratsanträgen. Für ihn war klar, die längst verjährten Angebote stammten in der Mehrzahl von unbeholfenen, frustrierten und einsamen Frauen. Womöglich waren einige Furien unter ihnen, die es sich zum Ziel gesetzt hatten, einen Mörder zu zähmen. Sicher auch welche, die bei dem Gedanken, mit einem solchen im Bett zu liegen, erst richtig heiß wurden. Inges Brief war in allen Belangen anders, es wert, ihr zu antworten.

Ω

Einige Tage später hatte sie ihn aus dem Briefkasten geholt und gelesen. Erstaunt nahm sie die anfänglichen Dankesworte und nachfolgenden Aussagen zur Kenntnis. Inge konnte sich nicht daran erinnern, jemals ein Schreiben aufgesetzt und dem Häftling geschickt zu haben. Der Name des Absenders war ihr sofort bekannt vorgekommen, später konnte sie ihm ein Gesicht zuordnen, wodurch sie den Verfasser identifizieren konnte. Ihre Überzeugung, nie mit ihm in Kontakt getreten zu sein,

erhielt ab diesem Zeitpunkt erhebliche Risse. Hatte sie dem zu einer lebenslangen Haftstrafe verurteilten Mann eventuell während einer ihrer Hirnblockaden geschrieben? Es gänzlich auszuschließen, wäre gegenüber dem Inhaftierten unfair. Die zwei Seiten, die von ihm verfasst worden waren, gaben preis, dass er in guter Absicht gehandelt und viel Mühe in die Sätze investiert hatte. Inge war jedenfalls beeindruckt, auch deshalb wurde die Vergangenheit präsenter.

Damals, in den Tagen der Gerichtsverhandlung gegen Achim Walchen, war ihr Leben noch voller Träume. Inge hatte vor, zu studieren und wäre gern Journalistin geworden. Ihre Krankheit ließ es nicht zu. Das sie seit ihrer Kindheit eine Schlafwandlerin war, wusste sie, deshalb unterlag ihre Eigendiagnose einem Irrtum. Im ersten Semester begannen die Aussetzer, die von ihr auf die Nachtwanderungen geschoben wurden. In Wirklichkeit waren es kurzzeitige Vorboten des langwierigen und scheinbar unheilbaren Leidens. Mit dem Studium und Berufswunsch war es vorbei, jederzeit hätten die unregelmäßig auftauchenden Symptome in der Uni auftreten können. Die schlagartig in der Luft zerplatzten Zukunftspläne hatten sie in den Gerichtssaal getrieben, nur wegen ihnen, war sie vor Ort gewesen.

Beim Anblick des auf dem Küchentisch liegenden Kuverts kam eine ihrer Marotten zum Vorschein: Ein Aberglaube, der einerseits spirituell lachhaft, andererseits esoterisch irrsinnig war. Für Inge hatten sich im Handumdrehen ihr und Achims Lebenslauf zusammengefügt. Die Fügung des Schicksals ließ ihr keine andere Wahl als den reizenden Brief des Verurteilten zu beantworten.

Ω

Ein Schreiben, an das die Verfasserin keine Erinnerung mehr hatte, die Antwort auf die Zeilen, die einem Gefängnisinsassen empfohlen wurden, waren daran schuld, dass Inge und Achim nach zwei weiteren Briefen anfingen, täglich auf die Post des anderen zu warten. Ihre Korrespondenz erhielt einen Umfang, die sich mit jeder Woche zu steigern begann. Im ersten Monat war es ein Brief innerhalb von fünf Werktagen, im zweiten drei und im dritten hielten beide jeden Tag ein Kuvert in der Hand. Eine innige Brieffreundschaft hatte sich entwickelt, die von ihr mit einem Besuch im Knast untermauert worden war. Nach vier Begegnungen von jeweils einer halben Stunde innerhalb der Gefängnismauern konnten sich Inge und Achim nicht mehr ungestört unterhalten. Neben dem anwesenden Wachpersonal im Besucherraum, wurden sie von keineswegs lästigen Schmetterlingen unterbrochen. Mit jedem Wiedersehen nahm ihre Zahl zu. Ein Blick in die Augen, eine kurze Berührung der Fingerspitzen, die Freude bei der Begrüßung und die Sehnsucht beim Abschied gab den unbekümmert herumfliegenden bunten Faltern den Weg aus dem Bauch in ihre Herzen frei.

Ω

Der soziale Kontakt, die Besuche und die in den Liebesbriefen geschilderten gemeinsamen Zukunftspläne, hatten Achim den Weg in die Freiheit geebnet. Er bekam zuerst den Status eines Freigängers und wurde mehrere Monate später auf Bewährung nach fast elf Jahren Haft aus dem Vollzug entlassen. Mit einem strahlenden Lächeln war er von Inge vor dem Gebäude begrüßt und mit nach Hause genommen worden.

Die Beziehung

Zuvor hatte Achim Walchen während seiner Freigänge etliche Wochenenden bei Inge Ammer verbracht. Am Freitag wurde er von ihr abgeholt und am Sonntag pünktlich zurück zur Anstalt gefahren. Während dieser Zeit waren sie zusammen zwei Mal angemeldet bei seiner Mutter aufgekreuzt, die inzwischen nicht mehr die Frau war, wie er sie in Erinnerung hatte. Der Besuch ihres Sohnes in Begleitung einer fremden Person schien ihr unangenehm zu sein. Magdalena, inzwischen fünfundfünfzig Jahre alt, hätte sich auch nicht anders verhalten, wenn sie von ihrem Kind allein aufgesucht worden wäre. Sie hatte ihr Leben komplett umgestellt, nachdem sie aus seinem verbannt worden war. Das Verbot ihn zu besuchen und ihm zu schreiben wurde von ihr akzeptiert. Es wuchs mit den Jahren zu einem verletzten Stolz, danach zu einer Verbitterung und schließlich zu einer irreparablen Gefühlsbarriere. Die Mutter hatte über ihren schon einmal zu einer lebenslänglichen Haftstrafe verurteilen Sohn ein neuerliches Urteil gefällt und ihn für immer aus ihrem Herz vertrieben. Beim zweiten Besuch waren die Entfremdung und die Gräben endgültig offensichtlich geworden. Der Freigänger nahm es ihr nicht übel, sie stattdessen in seine Arme. Er drücke sie an sich, gab ihr zwei Küsse auf die Wangen, flüsterte ihr etwas ins Ohr und verließ mit einem melancholischen Adieu die Wohnung. Das war vor sechs Monaten geschehen. Bis in die Gegenwart, wusste Inge nicht, was er seiner Mutter leise gesagt hatte. Ihre Neugier hielt sich diesbezüglich aus einem Grund in Grenzen: Es gab in ihrer Beziehung nur noch sie und Achim.

Ω

Die Wochenenden bei Inge während des Freigangs bedurften zunächst eine Eingewöhnungsphase. Nicht wegen ihr und der Umgebung, sondern aufgrund der Bewegungsfreiheit. Sie war nicht in Vergessenheit geraten, aber trotzdem völlig neu. Ins Kino, zum Essen oder Spazieren gehen zu können, wann und wohin man wollte, es waren Erfahrungen, die er erst begreifen und verdauen musste. Beides vollzog sich wesentlich schneller, als vor einem Jahrzehnt die Erkenntnis, in einem Loch von zehn Quadratmetern eingesperrt zu sein. Die ersten Tage in Inges Haus wurden beidseitig schüchtern und verlegen angegangen. Die Zurückhaltung und der Scham hatten keine lange Überlebenschance. Das steigende und nicht zu bändigende gegenseitige Begehren gewann die Schlacht der Gefühle mühelos in Windeseile. Eine Blitzpartie beim Schach, war im Vergleich dazu ein Spiel im Zeitlupentempo.

Das Liebesverhältnis nahm mit jedem Wochenendausgang eine festere Bindung und innigere Züge an. Inge und Achim gingen händchenhaltend durch die Stadt, küssten sich auf der Straße und begannen offen, über ihre Zukunftsvorstellungen zu reden. In den Gesprächen kamen ihre Ängste zur Sprache, auch ihre Ansprüche und Wünsche. Er hatte zum Beispiel Bedenken, bei ihr zu wohnen, fand, dafür sei es noch zu früh. Umgekehrt verschwieg sie ihm jedoch ihre seltsame Krankheit. Ihre Furcht deswegen von ihm verlassen zu werden, hatte den Ausschlag dazu gegeben. Komischerweise war sie seit dem ersten Brief an ihn von den Erinnerungslücken nicht heimgesucht worden, und hatte es aus Liebe geschafft, ihre Marotten während seiner Anwesenheit zu unterlassen.

Ω

Acht Wochen nach Achims Entlassung erfuhr die Liaison eine neue Dimension. Die Haft hatte ihn verändert, er war deutlich ruhiger geworden. Der wilde, unberechenbare und jähzornige Charakter, schien dauerhaft eingeschlafen zu sein. Im Vergleich zu früher konnte er zuhören und überdenken, bevor es zu einer Reaktion kam. Er ließ sich Ratschläge geben und wurde nicht ungeduldig, aber die bemerkenswerteste Wandlung hatte sein inneres Wesen durchgemacht: Achim Walchen war zu einem Mann herangereift, der auch Gefühle besaß und sie zu zeigen vermochte. Es zeigte sich als er von Inge an einem sonnigen Tag überrascht worden war. Wie ein kleines aufgeregtes Mädchen kam sie ins Wohnzimmer gelaufen, nahm seine Hand und zog ihm mit in den Garten. Dort wartete ein mit Köstlichkeiten gedeckter Tisch, auf dem auch eine Champagnerflasche und zwei bereits gefüllte Gläser standen. Im Nu hielt er eines der Getränke zwischen den Fingern. Kurz nachdem sie angestoßen und getrunken hatten, saß er auf einem der Korbstühle und erhielt die schönste Nachricht und das attraktivste Angebot seines Lebens. Inge befand sich mittlerweile in der sechsten Schwangerschaftswoche. Es war für sie der Anlass, ihm einen Heiratsantrag zu unterbreiten. Die Gefühlswelt des ehemaligen Häftlings geriet verständlicherweise gewaltig ins Schleudern. Der Überraschungsmoment hatte ihn zuerst sprachlos gemacht. Die Stille wurde wenige Sekunden später von einer verhaltenen und schließlich überschwänglichen Freude abgelöst. Ihr waren in der Reihenfolge ein verlegenes Schmunzeln, lautes Lachen und hemmungslose Freudentränen gefolgt.

Ω

Ein ehemals unbesonnener Teenager sollte in naher Zukunft Ehemann und Vater werden. Die bevorstehenden Aussichten auf Hochzeit und Geburt beförderten den Beziehungsstatus in eine unzertrennliche Sphäre. Achim las Inge jeden Wunsch von den Lippen ab, obwohl ihr die Schwangerschaft zu der Zeit noch nicht anzusehen war. Immer wieder hielt sie ihn davon ab, ihr bei jeder Kleinigkeit zu helfen, um sich die Eigenständigkeit zu bewahren. Auch in diesem Punkt hatten sie schnell einen für beide Parteien akzeptablen Kompromiss gefunden. Eigentlich lief alles perfekt, das gemeinsame Glück schien vollkommen, wären da nicht ein paar wichtige Themen unerledigt oder unausgesprochen geblieben.

Ursprünglich hatte Achim vor, der Stadt nach der Haft den Rücken zu kehren, um irgendwo ein neues Leben anzufangen. Wegen Inge wurde die Absicht fallengelassen, ohne je mit ihr darüber gesprochen zu haben. Er hätte es getan, wenn von ihm nicht erkannt worden wäre, wie sehr sie ihr Zuhause ins Herz geschlossen hatte. Sie zu bitten, mit ihm woanders hinzuziehen, war somit ausgeschlossen.

Inges Haus lag am Stadtrand, in einer Straße, die links und rechts von zehn Gebäuden flankiert und an ihrem Ende zu einer Sackgasse wurde. Die Einfamilienhäuser waren modern und Leuten vorbehalten, die ein monströses Einkommen hatten oder ein fettes finanzielles Polster besaßen. Wer hier wohnte, hatte kaum Geldsorgen. Deshalb war es für die Bewohner der kleinen Siedlung Pflicht, den Lebensstandard und das Niveau dem Umfeld anzupassen. Für den geläuterten Achim konnte der Kontrast zwischen dem Lebensstil vor Ort und dem im Knast nicht größer sein.

Das letzte belastende Detail, für welches ihm ein Vetorecht vorübergehend verweigert wurde, war ein Job. Achim wollte sein eigenes Geld verdienen, aber bei einem Besuch hatte ihm Inge das Versprechen abgenommen, darauf unmittelbar nach der Haft vorläufig zu verzichten. Nun war sie schwanger und er sah es kommen: Bestimmt würde sie ihn bald mit der Bitte konfrontieren, auch in den nächsten Monaten keiner Tätigkeit nachzugehen. Seine Sorge, ein Leben in einem goldenen Käfig führen zu müssen, besaß deshalb eine Daseinsberechtigung.

Wie er, hatte Inge Ängste und Bedenken, von denen er nichts wusste. Ihre nervenden Gewohnheiten nahmen im Augenblick eine Rolle der Bedeutungslosigkeit ein. Die Putzsucht und die wahnhafte Ordnungsliebe lebte sie nur aus, wenn ihr künftiger Mann mit irgendetwas beschäftigt war. Es war für sie einfach, ihm ihre Unarten zu verheimlichen. Ein PC, ein Teleskop und ein Computerschachspiel hatten genügt, um ihn für geraume Zeit von sich fernzuhalten.

Die Hochzeitspläne und die Geburt des Kindes stellten keine Belastung dar, dafür die Unwissenheit, wegen ihrer Krankheit. Das sie monatelang von den Symptomen verschont geblieben war, gab ihr zu denken. Die Furcht vor einem oder mehreren Rückfällen fing zu wachsen an, inzwischen nicht mehr täglich, sondern mit jeder Stunde.

Keine Zweifel hatte Inge an der Ehrlichkeit von Achim. Er war nicht hinter ihrem Vermögen her. Das erste Schreiben und alle nachfolgenden Briefe von ihm, und die Zeit miteinander, hatten es eindeutig bewiesen. Die Wurzel ihrer Besorgnis besaß einen anderen Ursprung: Er fand sich in Zeilen wieder, die an diesem Morgen von einer unbekannten Person in ihren Briefkasten

gesteckt worden waren. Das Kuvert besaß keinen Absender und war nicht frankiert. Die Sätze bestanden aus Vorwürfen, gingen in Warnungen über und kündigten ihr Konsequenzen an, wenn sie Achim heiraten würde. Aus den drei Absätzen war nicht hervorgegangen, vor wem sie sich nach der Hochzeit in Acht zu nehmen hatte: Vor ihrem künftigen Ehemann, oder doch eher dem anonymen Verfasser der beunruhigenden und widerlichen Nachricht. Der Umschlag samt Inhalt waren im Abfalleimer gelandet, aber den Text konnte sie nicht aus dem Kopf werfen. Sie hatte es nicht bemerkt, es geschah ungewollt und nicht über Nacht, doch das Vertrauen ihrem Zukünftigen gegenüber, bekam dadurch winzige Risse.

Ω

Die Sonne gebar täglich einen neuen Morgen. Die Zeit schien mindestens einmal am Tag länger stehen geblieben zu sein und der Ausgang aus dem goldenen Käfig wurde für Achim nach jeder Nacht zusehends schmäler. Drei Monate war er nun frei und dennoch blieb es ihm auf eine unerklärliche Weise versagt, die wiedergewonnene Freiheit genießen zu können. Die Ersten vier Wochen bei Inge, waren eine neue Lebenserfahrung, die darauffolgenden hatten schon etwas mit Gewohnheit zu tun. Die Letzten bestanden aus einer unerträglichen Langeweile, der sich ein selbstverständlich gewordener und wiederholender Tagesablauf angeschlossen hatte. Im Märchenschloss von Inge war sie die Prinzessin und er ihr Lakai. Sein Freiheitsdrang erhielt dadurch ähnliche Dimensionen, wie im Knast, wobei er dort mit Mitgefangenen Unterhaltungen führen oder Schach spielen konnte. Die einzigen Ansprechpartner, die ihm in der Villa zur Verfügung standen, waren die Wände oder Inge.

Im Internet zu surfen, gegen den Schachcomputer ab Level acht stets zu verlieren, und weit entfernte Sterne zu betrachten, die Hobbys hatten ihren Reiz verloren. Die Unzufriedenheit fing an zu wachsen, mit ihr die Nikotinsucht und der Konsum von Alkohol. Noch war er weit davon weg, zu viel zu Trinken, allerdings schon sehr nah dran, der Regelmäßigkeit von fünf Bierflaschen am Tag zu verfallen.

Ω

Die Harmonie in der Lebensgemeinschaft blieb erhalten, trotz der sich anbahnenden Krisen. Die Geheimnisse, die von ihnen wie Passwörter voreinander gehütet wurden, konnten an ihren Gefühlen ebenfalls nichts ändern. Die Liebe zueinander war es, die Beide geduldig und nachsichtig reagieren ließ. Sie waren wegen ihr bereit, unzählige Opfer zu bringen. Deshalb hatten sie es übersehen, dass sich ihre Zuneigung in einem Konflikt befand. Sie wollten auf eigene seelische Kosten für den anderen das Beste, ohne auf die persönlichen Bedürfnisse zu achten. Vor allem Achim litt darunter und war in Begriff, seine in Haft erlangten Wertvorstellungen aufzugeben. Das im Gefängnis wiedergewonnene Selbstwertgefühl lag auf dem Grund eines gedanklichen Ozeans, mit dem er seine Lebensgefährtin nicht belasten wollte. Ohne es beabsichtigt zu haben, hatte er mit der Einstellung Inge einen Raum gegeben, in dem ihr Misstrauen gedeihen konnte. Die kleinen Sprünge im Vertrauensverhältnis bekamen neue Nahrung, wurden breiter und tiefer.

Nächstes Kapitel: Turbulenzen und Terror

Ende der Leseprobe